

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 146.

Samstag, 26. Juni.

1915.

Um die Beute.

(28. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

Der Leutnant hatte nicht ein Sterbenswörtchen davon verstanden. „Zawohl“, sagte er mechanisch, „ganz wie es Ihnen beliebt, Herr Oberstleutnant! An einen hiesigen Arzt sagen Sie? Die Wase befindet sich doch noch in seinen Händen?“

„Ich weiß es nicht. Aber was, zum Henker, haben Sie denn eigentlich mit der verfluchten Wase? Wenn sie Ihnen wichtiger ist als meine Mitteilungen —“

In seiner soldatischen Aufrichtigkeit gab er sich gar keine Mühe, zu verbergen, wie zornig er war, und seine Grobheit brachte den anderen so weit zur Befinnung, daß er all seine Energie aufbot, um sich zu beherrschen. „Verzeihen Sie“, stammelte er, „das vielleicht zu hohe Interesse des Diebhabers! Ich glaube nicht, daß Sie es über sich gewinnen würden, eine solche Seltenheit —“

„Na ja, es war vielleicht eine Dummheit, aber da sie nun einmal geschehen ist, hat es doch keinen Zweck, lang und breit darüber zu reden.“

„Allerdings — und ich bitte nochmals um Entschuldigung, wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt haben sollte.“ In seiner Verlegenheit kaum noch wissend, was er tat, blickte Grevenberg auf seine Uhr.

Jetzt aber riß dem Oberstleutnant vollends die Geduld. „Lassen Sie sich durch die Rücksicht auf mich nicht aufhalten, wenn Sie vielleicht schon irgendwie über Ihre Zeit verfügt haben“, sagte er barsch. „Später bei Tisch sehen wir uns ja wohl wieder, und Sie sind nachher möglicherweise besser aufgelegt, über ernsthafte Dinge zu reden.“

Grevenberg war sich nur zu gut bewußt, daß es über seine Kraft gehen würde, schon nach Verlauf weniger Stunden die Tortur, die der durchdringende Blick dieser scharfen Soldatenaugen ihm bereitetete, von neuem zu ertragen, und er fand wirklich den Mut, eine Entschuldigung zu stammeln, die ihm davon befreien sollte.

„Sie wollen also den Rest des Tages für die Erlösigung Ihrer Korrespondenz frei behalten? Nun wohl, dagegen läßt sich nichts einwenden. Aber da Sie doch schon morgen wieder abreisen wollen, so —“

„Ich habe mich anders besonnen, Herr Oberstleutnant. Mit Ihrer Erlaubnis werde ich noch einige Tage bleiben.“

„Machen Sie das ganz, wie es Ihnen beliebt. Ich habe Ihnen selbstverständlich nichts zu erlauben oder zu verbieten. Daß Ihnen die Tür meines Hauses jederzeit offen steht, wissen Sie ja. Sie entschuldigen es wohl freundlichst, wenn ich Sie nicht hinuntergeseite.“

Grevenberg nimmte ein paar verbindliche Worte. Er wagte kaum, die ohne Herlichkeit dargebotene Hand des Oberstleutnants zu erfassen, und als er die Treppe hinabstieg, flimmerte es ihm vor den Augen, als ob er in Wahrheit betrunken wäre. Er wünschte sehnlichst, Martha in diesem Augenblick nicht zu begegnen, aber

sie hatte wohl seinen Schritt gehört und öffnete die Tür des Wohnzimmers.

„Wo ist der Vater?“ fragte sie ahnungslos. „Kommt er nicht mit herab?“

„Ich habe mich von ihm beurlaubt“, erwiderte er, den Unbefangenen spielend, soweit er es in seinem gegenwärtigen Gemütszustand noch vermochte. „Eine große Arbeitslast, die sich infolge meiner Krankheit angehäuft hat, nötigt mich leider, für den Rest des Tages in meinem Hotel zu bleiben und zu schreiben.“

Sie äußerte ein freundliches Bedauern, aber ihre Fähigkeit, sich zu verstellen, ging nicht so weit, daß sie es über sich vermocht hätte, durch liebevolles Zureden seinen Entschluß zu erschüttern.

Schon hatte er sich von ihr verabschiedet, da — unter dem Zwange des einzigen Gedankens, dessen rein fieberhaft arbeitendes Gehirn in diesem Augenblick fähig war — wandte er sich ihr noch einmal zu: „Der Herr Oberstleutnant erzählte mir von einem hiesigen Arzt, der ihn in schwerer Krankheit behandelt habe. Wie heißt dieser und wo wohnt er?“

Martha war bestürzt. Wie kam er zu solcher Frage? War es möglich, daß irgendein Zufall ihn ihr Geheimnis hatte erraten lassen? War vielleicht darin die Erklärung zu suchen für sein sonderbar verstörtes Aussehen, das sie sogleich bemerkt hatte?

„Es ist Doktor Rutherford“, sagte sie zögernd. „Weshalb aber wünschen Sie es zu wissen?“

„E, ich vermutete nur, vielleicht einen alten Bekannten in ihm wiederzufinden, aber es war ein Irrtum — der Name ist mir ganz fremd.“

Eine Last fiel von Marthas Herzen, aber als sie dann dem Fortgegangenen nachsah, kam die Traurigkeit, gegen die sie seit Tagen kämpfte, plötzlich mit so überwältigender Schwere über ihre Seele, daß sie eilig in die Stille ihres Zimmers flüchten mußte, um kein menschliches Auge sehen zu lassen, ein wie armes schwaches Geschöpf sie mit all ihrer Opferwilligkeit und ihrem Entschlußmut war.

Paul Grevenberg aber ging die sonnenhelle Straße hinab wie in einer Betäubung. Zu seinen Füßen breitete sich das heitere Panorama des malerischen Städtchens, und über seinem Haupte lachte der herbstliche Himmel in reinstem Blau. Aber er sah nichts von alledem. Mechanisch setzte er einen Fuß vor den anderen und folgte den Windungen des Bogen, ohne darauf zu achten, wohin er ihn führe. So deutlich, als ließe jemand mit dem immer wiederholten häßlichen Zuruf hinter ihm her, hörte er eine Stimme sagen: „Verloren — alles verloren! Du bist umsonst ein Verbrecher und Sträfling gewesen!“

Es hatte sich nach Kampf und Verzweiflung plötzlich alles so überraschend gut gependet. Er war den polizeilichen Spürhunden wie seinem habgierigen Freunde glücklich entronnen, und er hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß er auch dem betörten Weibe entronnen sei, dessen Hilfe er nicht hatte verschmähen

dürfen, obwohl er sich von vornherein bewußt gewesen war, daß er es schimpflich verriet. Wenn er heute seinen Schatz gehoben hätte, wäre er schon morgen jenseits der Grenze gewesen, unerreichbar für seine Verfolger, die ja kein Recht mehr hatten, von einer fremden Regierung seine Festnahme und seine Auslieferung zu verlangen wegen eines Verbrechens, das er bereits begiht. Nur noch wenige Wochen sehnsüchtigen Harrens, und das sonnige Glück wäre in seine Arme gefallen, er hätte den Becher der höchsten indischen Seligkeit bis zum Grunde leeren dürfen.

Und nun sollte ein häßlicher Zufall eine grausame Raune des Unglücks alles vernichten! Er wußte, wo sein Schatz zu finden war, er war vielleicht nur durch die dünne Mauer eines Hauses von ihm getrennt — und doch sollte er ihm unerreichbar sein, unzugänglich und weiter von ihm entfernt als damals, da er noch hinter den Gitterfenstern des Gefängnisses geschnitten!

In diesen Augenblicken lernte er begreifen, wie ein Mensch zum Mörder werden könne. Ein unsinniger, schrankenloser Haß gegen diesen unbekanntem Menschen, der ihn um sein teuer erkauftes, um sein mit Ehre und Gesundheit bezahltes Eigentum bestohlen, zermüht seine Seele.

Und aus diesem Haß noch mehr als aus seiner Liebe lag er nach und nach die Kraft, den fast schon verlorenen Kampf doch noch einmal aufzunehmen.

Sechzigstes Kapitel.

Daß Wendriner sich sein in zäher Beharrlichkeit erbeutetes kostbares Geheimnis nicht unwillig entreißen lassen würde, war für Bruno Hartmann von vornherein eine unumstößliche Tatsache, mit der er bei seinen weiteren Schritten rechnen mußte. Er hatte wohl zunächst an den Versuch einer Verständigung gedacht, aber er hatte diese Absicht bald wieder aufgegeben, weil sie wenig Erfolg verheißt und weil er damit wahrscheinlich zwecklos alles aufs Spiel gesetzt hätte.

Seine Entschlüsse standen fest, als er sich am Morgen nach Grevenbergs Abreise zur Fahrt nach Brandenstein anschickte. Er hatte Hanna nur auf wenige Minuten gesprochen, aber ihr Benehmen hatte in ihm noch mehr als die gestrige Unterredung die Überzeugung erweckt, daß sie ihm die volle Wahrheit gesagt habe.

Mit dem ersten Zuge legte er die kurze Fahrt zurück, und als er auf dem Brandensteiner Bahnhofe zwei durch ihre Nützensbilder kenntliche Lohndiener gewahrte, ging er ohne weiteres auf sie zu, um sich zu erkundigen, ob ihm einer von ihnen Auskunft über einen gestern in später Abendstunde angekommenen Fremden geben könne, dessen Aussehen er mit einigen Worten beschrieb.

Der eine der Befragten suchte die Achseln, der andere aber erklärte mit aller Bestimmtheit, daß er einen ältlichen Herrn, auf den die Beschreibung genau paßte, in den „Silbernen Löwen“ geführt habe.

Hartmann nahm ihn beiseite und drückte ihm einen Taler in die Hand. „Es handelt sich um eine scherzhafte Überraschung, die ich mit diesem Herrn im Sinne habe“, sagte er. „Darum möchte ich noch einige Auskünfte von Ihnen haben. Aber Sie dürfen mich nicht verraten. Wenn Sie bis morgen früh reinen Mund halten, können Sie sich auf ein weiteres anständiges Trinkgeld Rechnung machen.“

Der Mann war natürlich sofort zur Beantwortung aller Fragen bereit, und Hartmann erfuhr, daß Wendriner, der sich unter dem Namen Müller in das Fremdenbuch des Gasthofes eingeschrieben hatte, gestern gleich nach seiner Ankunft schlafen gegangen sei, sich aber vor einer halben Stunde von dem Hausdiener den Weg nach dem Kirchhofe hatte beschreiben lassen, weil er dort das Grab eines nahen Verwandten aufsuchen wollte.

Nun zögerte Hartmann nicht mehr, sich in das nämliche Hotel zu begeben, denn er brauchte ja nicht zu fürchten, daß er Wendriner jezt begegnen würde. Man

wies ihm ein Zimmer im ersten Stockwerk an, von dessen Fenstern aus er den Eingang des Hauses bequem beobachten konnte. Er verließ diesen Posten denn auch nicht mehr, bis er Wendriner zurückkehren sah. Er hörte, wie jener die Treppe heraufstieg und sich in ein dem seinigen fast gegenüberliegendes Zimmer begab. Nun war er seiner Sache vollkommen sicher und zauderte nicht länger, seinen Operationsplan zur Ausführung zu bringen. Behutlos verließ er sein Zimmer und das Haus. Nicht bei einem der Hotelbediensteten, sondern bei irgendeinem Passanten, den er auf der Straße anhielt, erkundigte er sich nach dem Wege zum Friedhofe, der in ziemlicher Entfernung an der Grenze des städtischen Weichbildes lag.

Der recht ausgedehnte Begräbnisplatz war von einer niedrigen Mauer, an welche sich die Mehrzahl der Erbbegräbnisse anlehnte, umgeben. Seine Anlage mußte in eine beträchtliche Vergangenheit zurückreichen, denn er war mit sehr alten Bäumen bestanden und glich eher einem wohlgepflegten Park als einer Begräbnisstätte. Wohl eine Stunde lang wanderte Hartmann zwischen den Hügelreihen umher, aber es gab da der verfallenen Gräber und der unleserlichen Denkmalsinschriften so viele, daß er nicht den geringsten Anhalt für die Lage der so seltsam gewählten Schatzkammer gewann. Darauf hatte er sich indessen von vornherein wenig Hoffnung gemacht, und nicht darum war es ihm zu tun, Heinrich Wendriner zuvorzukommen, sondern darum, ihn zu überraschen.

Er kehrte denn auch nicht in den Gasthof zurück, sondern verbrachte den Rest des Tages in verschiedenen an dem Wege zum Friedhof gelegenen Wirtschaften, von deren Fenstern aus er jeden beobachten konnte, der sich zu dem Begräbnisplatz begab.

(Fortsetzung folgt.)



Keine Macht kann uns hindern, nach dem erkannten Guten in uns selbst zu streben. D. v. Reigner.

Münchener Brief.

München, im Juni.

Der Krieg erfordert von den Münchenern immer neue Opfer, die im Hinblick auf den großen patriotischen Zweck gern und willig gebracht werden. Nachdem die Weiskurst vom Kriegstisch des Münchener verbannt worden ist, geht man noch weiter und fragt es sogar, den Starkhener in seiner liebsten Nahrung zu beschränken, im Biergenuß. Freilich, die Gerüchte, daß der Brotmarke nun auch die „Biermarke“ folgen werde, entbehren der Grundlage, aber die neueste Bestimmung des Generalcommandos wirkt doch nicht minder einschneidend in die Lebensgewohnheiten der meisten Münchener; da ein großer Teil der Brauereierzeugnisse für das Heer mit Beschlag belegt wird, mußten die „Bierfabriken“ ihre Lieferungen an den Zwischenhandel und die Wirtschaften um die Hälfte zurückschrauben, und so kann es heutzutage vorkommen, daß man an einer der beliebtesten Bierquellen nach 7 Uhr abends — der Münchener schüttelt sich — Simonade trinken muß. Schon haben sich die Folgen dieser Bestimmungen bemerkbar gemacht: der „Matthäuser“, das sehr beliebte Volksbräu in der Bahnhofsgegend, hat einen seiner allabendlich starkbesetzten Säle geschlossen, und auch im „Hofbräu“ ist ein Nachlassen der Frequenz deutlich wahrzunehmen. Freilich, nicht alle Münchener sind wegen dieser Bestimmungen betrübt. Gar manche sorgende Hausfrau ärgert sich keineswegs, daß ihr Herz Gemahl plötzlich seine häuslichen Talente entdeckt, wenn der Weg zum Abendschoppen mehrmals zu einem sehr negativen Ergebnis geführt hatte. Und diese Freude der sparsamen Gattin ist um so ehrlicher, als ja auch der Bierpreis in den letzten Wochen nicht unerheblich erhöht worden ist. Zahlt man doch für die Halbe jezt 17 oder 18 Pf. und läßt sich traurig vom Stammtischnachbar an die Zeiten erinnern, in denen für 24 und 28 Pf. das ganze Maß zu haben war! Ob diese seligen Tage jemals wiederkehren werden? Es ist eine volkswirtschaftliche Tatsache, daß die Preise leichter

der nach oben gerichteten Tendenz geneigt sind, als abwärts zu kettern.

Auch sonst irren die vorschnellen Leute, die da behaupten, man spüre hier in München, das ja weitab vom Schusse liegt, nichts vom Kriege. Der militärische Sinn unserer Zeit prägt sich überall aus. Er fand seinen Ausdruck auch in einer Veranstaltung von erhebender Feierlichkeit: die Jungsturmbataillone Münchens, insgesamt wohl 1600 Mann stark, brachten im Hofe des Wittelsbacher Palastes ihrem Könige ihre Huldigung dar. Die Wehrkräfte waren nicht weniger vertreten als die konfessionellen Vereine und die Turnvereinigungen. Der Zeremonienmeister Graf Rog betonte in seiner Ansprache den wackeren militärischen Geist, der in unserer Jugend lebe und lobte das Verlangen der vaterlandsfreundlichen Jungmannschaften, ihre Kräfte in den Dienst Deutschlands zu stellen. Als dann der König selber sprach, schlugen alle Herzen schneller und begeisterter. König Ludw. lobte seine bayerische Jugend, ermahnte sie aber, über der militärischen Vorübung nicht ihre Peruse zu vernachlässigen, deren getreue Pflege auch eine Sache von vaterländischem Interesse sei. Die Jugendbataillone zogen dann am Wittelsbacher Palais vorbei, und ihr Schritt klang fast wie der ihrer älteren, selbgrauen Kameraden. Stramm hielten sich die Jünglinge, deren viele noch tief im Knabenalter standen, und die freundliche Sonne des schönen Juninachmittags ließ dem bescheidenen Grün der Übungsuniformen einen ganz besonderen Glanz. Wirbelnder Trommelschlag betonte den Rhythmus ihres Marsches.

Der früher so oft geschmähte und nun so freudig bejahte „Militarismus“ hat nun nicht etwa alle sanfteren, den schönen Dingen zugewandten Regungen in München erstickt. Auch im Kriege hat in München die Kunst ihre große Pflegestätte. Freilich, manche Ausstellungen verzichteten auf ihre diesjährigen Darbietungen. So wird die Künstlergenossenschaft, die sonst allsommerlich im „Glaspalast“ Bilder, an Quantität zumeist größer denn an Qualität, ausstellte, in diesem Jahre eine nicht allzu schmerzlich empfundene Pause machen. Auch die „Neue Sezession“ verzichtete diesmal auf eine Sommerausstellung. Sie hatte ja auch erst im Frühjahr im „Kunstverein“ eine Gastausstellung veranstaltet, die in den Münchener Kunstkreisen nur geteilten Beifall fand und besonders von den konservativen, mehr dem akademischen zugekehrten Geschmache verurteilt wurde. Nun sind aber die meisten Mitglieder der „Neuen Sezession“ im Felde, und man wird erst in späterer Zeit wieder vor die breitere Öffentlichkeit treten, wenn es, in stillerer Stunde, den auf dem Felde der Ehre gefallenen Albert Weisgerber durch eine Nachschau-Ausstellung zu ehren gelten wird. Die alte „Sezession“, der Bund der Stud., Habermann usw., wird ihre Sommerausstellung auch diesmal eröffnen. Und auch der „Kunstverein“ setzt seine regelmäßigen Ausstellungen fort.

R. R.



Aus der Kriegszeit.

O Zeppelin, o Zeppelin!

Mel.: O Tannenbaum.

O Zeppelin, o Zeppelin,
Du großer Freund von allen,
Du führst nach Lüttich und Namur
Und warfst dort Bomben für und für,
O Zeppelin, o Zeppelin,
Laß sie nur öfters fallen!

O Zeppelin, o Zeppelin,
Du machst den Feind verzagen,
Die hält nicht stand, Hof und Haus,
Vor Angst löschen sie die Lichter aus,
O Zeppelin, o Zeppelin,
Du liegst ihnen schwer im Magen.

Die Engländer, o Zeppelin,
Die gönnen uns nicht das Leben,
Fahr drum noch oft nach England
Und rott sie aus mit starker Hand,
Den Engländern, o Zeppelin,
Den' mußt du's tüchtig geben!

Fritz Herz (Wiesbaden).

Ein schlichter Gottesdienst. (Originalbericht.) Es war wieder Sonntag. Regnerisches, trübes Wetter. Wir waren für 2 Tage ins Dorf kommandiert, um den Kameraden im nahe liegenden Schützengraben das Essen und den Kaffee zu bringen. Das feindliche Feuer schwieg. Wir rauchten und erzählten uns allerlei am warmen Ofen. Es kam uns vor, als wären wir in der Garnison auf der Stube. Zu Mittag kochten wir Konserven; andere begnügten sich mit Bratkartoffeln. Fleisch war nicht mehr aufzutreiben. Die noch von den gestohlenen Bewohnern zurückgelassenen Rinder, Schweine und Hühner waren schon in unsere hungrigen Mägen gewandert. Was werden die zurückkehrenden Bewohner für Augen machen, wenn sie ihr Dorf, das nun ein Trümmerhaufen ist, wiedersehen? Kein Vieh, kein Mehl, keine Wohnung werden sie finden. Nach unserem Mittagessen legten wir die Stube, wuschen den Staub und brachten alles in Ordnung, um den Raum ein wenig sonntäglicher zu gestalten. Ein Kamerad schlug vor, Gottesdienst abzuhalten. Keiner widersprach. Wir sangen zunächst, als alles versammelt war, das Lied „Jesus, geh' voran.“ Zunächst hatten nur einige das Haupt entblößt; aber bald nach den ersten Klängen des Chorals sah man, wie einer nach dem anderen die Feldmütze abnahm, die Hände falteten sich unwillkürlich und man fühlte, wie ein druckvoll das Lied auf jeden wirkte. Kamerad G. las das Evangelium des Sonntags vor, dazu eine Predigt aus einem Sonntagsblatt. Keiner störte durch irgend etwas die andächtige Stimmung, in die alle versetzt waren. Aus rechter Überzeugung sangen wir dann zum Schluß das Loblied „Großer Gott, wir loben dich.“ Wäre solch ein Gottesdienst wohl möglich gewesen auf einer Mannschafsstube in der Kaserne? Mich hat wohl selten ein Gottesdienst in der Kirche tiefer ergriffen als dieser schlichte im Kameradenkreise.

Kriegsfreiwilliger Schneider.

Die Lebensarbeit eines Blinden. Unter all denen, die im Kampfe für das Vaterland schwere Opfer in der Gesundheit ihres Körpers bringen mußten, erscheint uns das Los der erblindeten Krieger am besagenswertesten, und ihnen wendet sich in besonderem Maße die allgemeine Fürsorge zu. Wie aber auch der Erblindete nicht zu verzagen braucht, sondern durch Einsetzung seiner geistigen Kraft sein körperliches Leid loslegen kann, das zeigt die eben erscheinende englische Biographie von Henry Fawcett, die gleichsam als Trost für die Leidensgefährten den Aufstieg eines Blinden zu einer hohen Stellung im öffentlichen Leben seines Landes schildern will. Henry Fawcett war im Alter von 25 Jahren durch einen Unglücksfall erblindet. Der hochbegabte Jüngling hatte ein stolzes Lebensziel vor sich aufgerichtet; er trug sich mit Gedanken, die auf eine Besserung der Gesellschaft abzielten, und er wollte seinem Vaterlande durch politische Tätigkeit dienen. Seiner Veranlagung, Geburt, Erziehung und Umgebung nach schien er dazu bestimmt, alles zu erreichen, was er sich vorgenommen hatte. Als er jedoch sein Augensicht verlor, schien es allen, als ob hier durch das Schicksal ein vielversprechendes Menschendaſein zerstört worden wäre. Man nahm an, daß er sich einem Leben von Betrachtungen und philosophischer Entfagung hingeben würde. Aber Fawcett wollte sich nicht einen Augenblick in ein solches Schicksal ergeben. Als er in seines Vaters Haus verbracht wurde, waren die ersten Worte zu seiner Schwester: „Maria, lies mir, bitte, die Zeitung vor.“ Nie war eine Klage von ihm zu hören. Sein Vater, der durch seinen eigenen Mangel an Sehschärfe an dem Unglück des Sohnes Schuld trug, seufzte oft, von Selbstvorwürfen gequält: „Wenn der Junge doch nur einmal klagen würde.“ Schon nach ein paar Wochen nahm der Erblindete alle Töden seines früheren Lebens wieder auf. Sein Grundsatz war: „Handle so, als wenn du nicht blind wärest!“ Er wollte möglichst viele Menschen um sich haben und verkehrte genau so wie früher mit seinen Freunden. Häufig begrüßte er sie mit den Worten: „Wie gut du aussiehst!“ Er liebte die Natur, und auf seinen Spaziergängen sprach er von der Landschaft, als wenn er sie sehen könnte. Er bestieg den Cima di Jazzi, „um die prachtvolle Kette der schneebedeckten Gipfel zu sehen.“ Bei Fawcett war es wie bei manchen Erblindeten, die durch die physische Blindheit ihr Inneres nicht verdunkeln ließen; er fand für seinen Verlust sogar auf physischem Wege einen Ausgleich, die anderen Sinne wurden durch die an sie gestellten höheren Anforderungen nicht nur geschärft, sondern schienen eine neue Methode zu schaffen, durch die Gesichtseindrücke dem Geist übermittelt werden. Fawcett hätte ge-

nawe Beschreibungen eines Sonnenunterganges geben können, dessen Schönheit ihn entzückte. Er war allem Sport sehr zugewandt; er lief Schlittschuh, ritt, nahm an Jagden teil und angete. Mit einer Schwester, die alles tat, ihm zu helfen, setzte er seine Studien fort, und der erste öffentliche Sieg über sein Unglück war seine volkswirtschaftliche Professur in Cambridge. Dann heiratete er. Allen Bedenken zum Trotz, nach denen nichts unmöglicher schien als ein blindes Parlamentsmitglied, verkehrte er bei seiner Absicht, in das Parlament einzutreten, und er errang wieder einen Sieg. Nachdem er in das Unterhaus gewählt war, wurde er ein mächtiger Verteidiger und furchtloser Kritiker der liberalen Partei. Schließlich trat er sogar in die Regierung ein: er wurde von Gladstone zum Generalpostmeister ernannt — ein blinder Mann, der 80 000 Personen zu leiten hatte! In allen Tagen seines Lebens hat dieser Blinde seinem Volke wichtige Dienste geleistet.

Die Stadt der Torpedos. Im tiefen Grunde einer Klippenreichen Bucht, von Inseln und Inselchen strategisch gedeckt, liegt auf dem dalmatinischen Operationsgebiet das in den italienischen Verhandlungen mehrfach genannte Fiume. Es ist nicht nur in politischer und ethnographischer Hinsicht eine merkwürdige Stadt, zwischen deren Gärten voll südländischer Vegetationspracht zwei Wahrzeichen sich nahe beieinander grühen, die von den Wundern alter Tage und mancher neuesten Technik Zeugnis ablegen. Auf steilem Felsenhang steht eine Kapelle. Nach der Inschrift hat hier einst das Haus, in dem der Knabe Jesus zu Nazareth lebte, drei Jahre und sieben Monate lang gestanden, bis es am 10. Dezember 1294 über die Adria nach Umbrien, an die Küste des alten Picenum, flog. . . . Aber die Kapelle erinnert an die alte Weihe der Stätte; sie ist der Jungfrau Maria als „Stella Maris“ gewidmet, die den Sinkenden in Secot schirmt, und das kleine Feuerschiff ist voll von frommen Weihgeschenken, die Schiffe im Sturm und die Rettung Schiffbrüchiger darstellen. . . . Nicht weit davon, zwischen Eisenbahn und Meer, künden ragende Schloten von gewaltiger industrieller Tätigkeit. Da liegt die alte Whitehead-Fabrik, wo die ersten geheimnisvollen Torpedos gebaut wurden. . . . Dicht nebeneinander wohnt die Schutzpatronin sinkender Schiffe, steht die Wiege der furchtbarsten Zerstörungsmittel des Seekrieges. . . . Aus ihrer Geschichte verdient eine Szene festgehalten zu werden, die sich 1871 in der Fabrik abspielte, eine Szene, der es Österreich verdankt, daß es auch die Torpedotechnik heute zu höchster Vollendung entwickelt hat. Personen: Hr. Whitehead, schwarzer Frack, weiße Binde; Kaiser Franz Joseph; Uniformen, Adjutanten. Der Kaiser: „Wohin gehen diese Torpedos?“ Whitehead: „Diese, Majestät, nach England, die dort — nach Rußland; jene nach Frankreich, andere nach Deutschland.“ . . . Pause. . . . Der Kaiser: „Und wo sind denn wir?“ . . . Verlegene Stille. . . . Whitehead endlich, resigniert: „Für Österreich, Majestät, sind bei uns keine Bestellungen eingelaufen!“ . . . Sensation. . . . Der Kaiser, zum Flügeladjutanten Baron Model gewendet: „Wir werden eben da auch wieder zu spät kommen. Wie ist denn das nur möglich?“ — „Majestät, die Delegationen haben die Forderungen für Torpedos gestrichen.“ Die hohe Gesellschaft entfernte sich höchst mißgestimmt. . . . Es dauerte nicht lange, und die Torpedos waren in Wien „durchgedrückt“, und Hr. Whitehead wurde sogar verboten, für andere als österreichische Bestellungen zu arbeiten. . . . Das Verbot ist längst wieder aufgehoben. „Die zunehmende Zivilisation“, sagte Heinrich Heine, dessen Erzählung die folgenreiche Episode verbürgt, „sorgt für Absatz. Vielleicht erfreuen sich heute noch Hunderte von Menschen ihrer Kraft und ihrer graden Glieder, die einst mit jenem geheimnisvollen Fisch Bekanntschaft machen werden, der wie ein Geschöpf Gottes schwimmt und wie ein Geschöpf des Teufels vernichtet.“

Die Tätigkeit der deutschen Korpschlächtereien. Wer Gelegenheit gehabt hat, die von der russischen Invasion heimgefluchten ostpreussischen Ortschaften zu besuchen, wird sich mit Widerwillen an die Reste der Schlachtiere erinnern, die, einen pestilenzartigen Geruch verbreitend, wochenlang auf den Märkten und Haushöfen lagen, bis die deutsche Wiederero-

zung diesen Zuständen ein Ende bereitete. Wie anders mutet das Bild an, das sich uns bietet, wenn wir die Versorgung mit Fleisch bei den deutschen Truppen verfolgen. Die Gesetze der Hygiene werden hier so beachtet wie im Frieden, und nicht weniger als sonst wird auf die Wirtschaftlichkeit des Betriebes Wert gelegt. So schildert der Tätigkeitsbericht einer Korpschlächterei auf dem westlichen Kriegsschauplatz, den Veterinär Müller vom 12. Reservekorps in der „Zeitschrift für Veterinärkunde“ veröffentlicht, die systematische Organisation eines solchen Betriebes. Die Korpschlächterei begann ihre Tätigkeit am 6. Dezember 1914 und schlachtete bis zum 31. März 1915 insgesamt 3023 Rinder, 4913 Hammel und 213 Schweine. Zuerst wurde eine Leberschau der Tiere abgehalten, bei der die offensichtlich kranken ausgeschieden wurden. Nach der Schlachtung folgte ordnungsgemäß die Fleischschau. Auf diese Weise gelang es, gesundheitsgefährliches Fleisch vor dem Gemisse zu bewahren. Auf die Verwertung der Rückstände wurde großes Gewicht gelegt. Die Häute wurden eingesalzen, zu Ballen verpackt und verschmirt, der Talg wurde geschmolzen und in Fässer eingelassen, die Därme gesalzen verpackt, Harnblasen und Speiseröhren aufgeblasen. Zur weiteren Verwendung wurden diese Rückstände in die Heimat gesendet. Nur das Blut konnte nicht nutzbringend verwendet werden und wurde daher in Gruben geschüttet.

Das „serbische Kaiserreich“. Das plötzliche Vordringen der Serben gegen Albanien ist den Italienern ebenso unangenehm wie verdächtig. Sie kennen besser als wir hier nordwärts der Alpen die serbischen „Aspirationen“, die ein längst geträumtes „Großserbien“ schaffen sollen, zu dem leider auch Italien nicht nur die Landschaften, um dereinsten es jetzt seinen frivolen Krieg begonnen hat, beisteuern soll, sondern auch sogar ganz hübsche Stücke des alten eigenen Gebietes. Das phantastische Endziel Serbiens enthüllt am besten schon früher erschienenenes, in den Kreisen der „Intellektuellen“ des adriatischen Küstenlandes weit verbreitetes Buch des Advokaten Carlo Podrecca in Cividale, das sich „Slavia Italiana“ betitelt und neben blühendem etymologischen Unfuss — z. B. werden die Ortsnamen Tenia von Te ni je, „hier ist nicht“ und Cicigulis gar von Cece-gulis, „schinde die kleinen Mädchen!“ abgeleitet — die politischen großserbischen Pläne enthüllt. In verschiedenen Gegenden Südoesterreichs war schon vor etwa einem Menschenalter eine Zukunftskarte des „serbischen Kaiserreiches“ zu sehen, das im Nordwesten zum Großglöckner reicht, der künftig „Veliki Zoon“ heißt, und zu dem auch Klagenfurt, Villach und der Millstätter See gehören, die nimmehr klangvoll Celovac, Belak und Milstastko-Jezero sich nennen. Von italienischem Gebiet heißt Udmi als Provinzstadt des „Serbsko carstvo“ Bidem, Ci vi dale „Cevdat“, Gemona. „Glimona“. Das „serbische Kaiserreich“ beansprucht; aber auch eine Provinz im Süden Italiens als Enklave. Das ist der Bezirk von Molise im neapolitanischen Apennin, in dem sich zurzeit der Türkenkriege Flüchtlinge aus Dalmatien und Bosnien angesiedelt haben. Solchen serbischen Träumen, die sie nur zu gut kennen, können die Italiener begreiflicherweise wenig Geschmach abgewinnen. Ihre Verstimmung dürfte aber um so größer sein, als es wenigstens den leitenden Kreisen nicht unbekannt sein kann, daß man sich in der Gegend des jetzigen Kriegsschauplatzes noch vielfach nach der alten österreichischen Herrschaft sehnt. Schon vor langen Jahren erzählte ein bekannter Alpenforscher von einem Gespräch mit einem „Neuitaliener“, dessen Heimat die zum jungen Königreich Italien geschlagenen ehemals österreichischen Grenzlande waren: „Zu wünschen wäre es“, schüttete der sein Herz aus, „daß noch die Leute von damals als Herren im Lande schalteten. So unbarmherzig mit dem armen Volk wären sie sicher nicht gewesen, wie heutzutage die Italiener, die einem nicht einmal ein Glas Wasser gönnen, wenn er es nicht bezahlt. Wer noch jung wäre, der könnte es freilich erleben, daß die österreichischen Generale wiederkommen und diese Leutehinderer hinausjagen. Ich aber werde es nicht mehr sehen.“ So ist auch heute noch da unten die Volksstimmung, und die Italiener werden an allem etwas weniger Freude haben, als die schön geschriebenen Phrasen ihrer Oberkommandoberichte dem gläubigen Volke erzählen.